



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schellenberg, Ernst Ludwig: Emile Verhaeren

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

unterlagen, der Höhe des Umsatzes und von anderen Verhältnissen abhängt, mit durchschnittlich $\frac{1}{4}$ Prozent pro Semester angenommen, ergibt eine Jahresleistung von annähernd 6 Prozent. Die Bedingungen der Industriebank wären: $5\frac{1}{4}$ Prozent Zinsfuß und eine einmalige, die ersten zehn Jahre deckende Aufwendung in Höhe von $4\frac{5}{8}$ Prozent. Eine Minderung erfahren diese Sätze erst mit zunehmender Erstarkung des Instituts.

„In der Welt gelingt nichts ohne Begeisterung.“ Aber die rechnerischen Vorteile für die Industrie und damit die Aussichten für die Industriebank wollen doch reiflich überlegt sein, und es bedarf noch recht tiefgehender Arbeit, bis man festen Boden unter den Füßen hat. Des Pudels Kern liegt in dem teureren Passivzinsfuß, zu dem noch die erheblichen Aufwendungen bei der Obligationenausgabe treten. Daß andererseits die Unkündbarkeit des Kredits auf jeweils zehn Jahre oder länger einen starken Anreiz bilden würde, bedarf keiner Untersuchung.

Abseits von dem Voranschlag für die neue Bank liegt die Frage, wie die geplante Kreditorganisation für die Industrie auf unseren Geldmarkt einwirken würde. Wenn man nicht annimmt, daß die Bank durch billigen Kredit zu neuen Unternehmungen reizt, wäre die Folge ihrer Gründung nicht eine stärkere Inanspruchnahme des Geldmarktes und demgemäß eine Steigerung der Leihsätze, wohl aber eine Verschiebung, ein Vertauschen der Rollen, da es sich ja nicht um eine Steigerung der Nachfrage, sondern nur um eine andere Regelung in der Kreditbefriedigung handelt. Das gilt aber nur für neue Kreditbefriedigungen, die auch ohne Industriebank gekommen wären, nicht für die einfache Übertragung alter Bankkredite auf das neue Institut, denn jede Hin- und Herschiebung von Geld strapaziert den Geldmarkt. Da aber die neue Bank nur langsam sich entwickeln könnte, wäre ein Einfluß auf den Geldmarkt nicht wahrnehmbar. Viele Anlagen, die bisher den Banken zuströmen oder in anderen, z. B. exotischen Papieren, Unterkunft fanden, werden sich für dieses neue Papier interessieren lassen. Wenn die feste Unterbringung solcher Obligationen im Ausland gelingen sollte, wäre insoweit sogar eine Entlastung des heimischen Marktes erreicht.



Emile Verhaeren

Von Ernst Ludwig Schellenberg-Weimar



as kleine Belgien hat in letzter Zeit einen ungeahnten Aufschwung genommen. Der Transithandel, seine Steinkohlen, seine koloniale Tätigkeit haben dem Lande eine neue Bedeutung gegeben; das dichteste Eisenbahnnetz der Erde nennt es sein eigen, und die Bevölkerung ist die stärkste in Europa, neben Sachsen. Lebensfroh und gnußsüchtig ist der Belgier, er trinkt, singt und tanzt. Und nun ist auch die Kunst zur Bedeutung gelangt. Charles Decoster schrieb seinen „Til

„Uylenpieghel“, lange verkannt, erst jetzt beachtet und geschätzt. Dann kam Camille Lemonnier und weckte das Selbstgefühl der Belgier mit seinen kräftigen, energievollen Romanen. Der früh verstorbene, melancholische Rodenbach besang das tote Brügge, Maeterlinck schuf seine mystischen Dramen und philosophischen Werke, ihm ähnlich Huysman und Georges Sefhoud. Fernand Knopff malte seine Pastelle, der versonnene Georges Minne, der starke Konstantin Meunier bildeten ihre Statuen und Büsten. Und nur noch einige Namen, um das rüstig aufblühende Künstlertum zu kennzeichnen: Theo van Rysselberghe, Felicien Rops, Albert Moedel, van der Stappen, Charles van Lerberghe, Albert Giraud.

Einer aber verdient es, besonders geliebt und verehrt zu werden: Emile Verhaeren. Er ist am 22. Mai 1855 geboren in St. Amand bei Unvers, verlebte seine Jugendjahre auf dem Lande und besuchte dann das Collège St. Barbe in Gent. An der Universität von Louvain studierte er die Rechte, wurde Advokat, gab aber diesen Beruf bald auf, unternahm größere Reisen und lebt jetzt teils in Belgien, teils bei Paris. So viel über seinen äußeren Lebensgang. Seine innere Entwicklung ist in seinen Büchern gegeben mit einer bezwingenden Ehrlichkeit und ehrfurchtgebietenden Selbstentäußerung. Er ist es, der zum ersten Male das moderne Leben mit seinen Errungenschaften verstanden und nachzubilden gewußt hat; alle Phasen des heutigen Kulturmenschen hat er an sich selbst erlebt, und darum eben ist seine Dichtung eine einzige große, ergreifende Konfession.

Verhaerens erstes Gedichtbuch erschien 1883; es waren die „Flamandes“. Und hier gleich erkennt man die Wurzeln seiner Kraft: einen kühnen Realismus, der aus echter Bodenständigkeit entquillt. Dieses Buch hat zuerst viel Aufsehen und viel Ablehnung erweckt. Man war entsetzt über die ungestüme Wahrheitslust dieses jungen Blamen und nannte ihn sogar den „Rot-Raffael“. Gewiß — ungebändigte Urwüchsigkeit tobt und poltert sich hier aus, aber eine gesunde und echte. Derb packt der Dichter zu. Nicht die traumhaften, weichen Klänge eines Rodenbach umschmeicheln uns hier; wir sehen vielmehr Bilder nach Art von Jordaens oder Brueghel. Lebenslust sprudelt, und Jauchzen der Bauern und Dirnen kreischt. Die sinnlichen Farben eines Rubens werden wach. Und dabei doch wieder eckige Verse und Reime, hart und rau! Noch ist die alte Form der Parnassiens auch Verhaeren geläufig; das Sonett wird stark bevorzugt. Hier eine Probe in der Übersetzung von Johannes Schlaf*):

Brotbaden.

Die Mägde hatten Brot zum Feiertag zu baden
 Und mischten fette Milch und feinsten Weizen.
 Gebückte heiße Köpfe. Ellbogen, die sich spreizen,
 Und in die Träge tropft der Schweiß von Stirn und Nacken.

*) Aus einem schönen Aufsatz in „Westermanns Monatsheften“, November 1909. Wertvoll und mit Liebe ist auch das Büchlein über Verhaeren in der „Dichtung“ (Schuster u. Böffler, Berlin) geschrieben.

Hände und Finger, der ganze Leib dampft den Weibern,
 Und in den Miedern keuchen die Brüste, die prallen;
 Mit derben Fäusten kneten sie den Teig und ballen
 Ihn üppig rund gleich ihren mächtigen Leibern.

Die großen Badstuben glühten von prasselnden Kloben,
 Und zwei und zwei, vom Ende eines Brettes, schoben
 Die Dirnen die weiche Masse in den Ofen, den heißen.

Die Flammen brachen aus dem glühen Schlunde
 Wie eine tolle Meute großer roter Hunde,
 Und sprangen an, sie ins Gesicht zu beißen.

Ein hitziger Pessimismus durchbraust dieses Buch, ein gewisser Trotz. Freudlos, trotz aller Lebenskraft, muten uns Verhaerens Bilder an. Es sind wirklich Bilder, Gemälde, Radierungen. Die Skizzen von der Schelde lassen unwillkürlich an die Radierungen eines Rembrandt oder Potter denken. — Diese erste Veröffentlichung, die Lemonnier vermittelte, steht in seltsamem Gegensatz zu dem zweiten Versbuche „Les Moines“. Drei Wochen lang wohnte der Dichter in dem Kloster von Forges, sammelte Eindrücke, machte Studien. Albert Model, der eine vortreffliche Arbeit über Verhaeren verfaßt hat, nennt die Moines „ein reiches und gutes Buch, in der Form das harmonischste, das Verhaeren geschrieben hat“. Und hier redet wirklich so viel Güte, so viel weise Beschaulichkeit und ruhige Frömmigkeit, daß man wie durch ein Märchenland schreitet: dankbar, verwundert, voll Vertrauen. Und auch hier darf man nicht an Verse denken, wie sie etwa Rodenbach raunte. Starr und groß stehen Verhaerens Mönche vor uns, als Symbole, als Träger des Glaubens. Er schildert Prozessionen und Gottesdienste, Askese und Einfachheit, inneren Frieden und Zerknirschung. In Stefan Zweigs Nachdichtung möge eine „Klosterskizze“ hier angeführt werden*).

Aus rotem Dämmer schwerster Mittagschwüle
 Starren die Bänke mit verblich'nem Stamme,
 Und durch der Fenster Feuer schlägt die Flamme
 Der Sonnenstrahlen bis ins Chorgestühle.

Die Mönche, gleich in dem Gewand der Weihen,
 Mit gleichen Zeichen, gleichen Ordensfalten
 Und gleicher Startheit in den Felsgestalten,
 Stehn aufrecht in zwei stummen fahlen Reihen.

Und man erbangt, erhofft, mit einem Male
 Werde die Starre brechen und Chorale
 Aufdonnernd in die schwere Stille steigen.

Allein nichts regt sich längs der matten Mauern;
 Ob auch die Stunden flüchten mit Erschauern —
 Die hagern Mönche schweigen... schweigen... schweigen...

*) Mit Nachdruck verweise ich auf die dreibändige Verhaeren-Ausgabe Stefan Zweigs (im Insel-Verlag zu Leipzig). Sie enthält eine ausführliche Biographie und Charakteristik des Dichters, eine Auswahl aus den Gedichten und drei Dramen. Die Übersetzungen sind im ganzen als vorzüglich anzuerkennen und zeugen von Feinfühligkeit und Fleiß.

Durch dieses ganze Buch aber zieht sich eine Reihe von Gedichten hin, die „Frommer Abend“ betitelt sind. Die Landschaft wird hier in Einklang gesetzt mit der religiösen Stimmung, wird verklärt und mild umglänzt. Auch aus diesem Zyklus (denn Proben können am besten Zeugnis ablegen) sei ein Gedicht in eigener Übersehung*) wiedergegeben:

Der große Mond hebt sich empor
Durch Winternacht mit vollem Strahle,
Gleich einer goldenen Opferschale,
Und drüber geht der Wolken Flor.

Und wie sie an dem Himmel treiben,
Der hell ist wie ein Kirchenchor,
Stehn sie gleich dunklen Schatten vor
Den lichterhellsten Fenster Scheiben.

Beseligt glänzt die Nacht hernieder
Und spiegelt in den schwarzen glatten
Moränen, wie in Spiegelplatten,
Der Wolken weiße Masse wieder.

Die Gedichte der zwei ersten Bücher sind auch insofern sehr bemerkenswert, als ihnen eine gewisse Unpersönlichkeit eigen ist; gewiß sind sie schon ganz Verhaerens eigenstem Künstlertum entströmt, aber es sind eben nur fremde Bilder, welche er hier in Versen ausspricht, er selbst ist nur der Beschauer; sie sind gesehen à travers un tempérament. Dieses Temperament aber wurde frei, schuf sich neue Form in der verhängnisvollen Zeit der Nervenkrisis, die Verhaeren nun zu bestehen — und zu überwinden hatte. Sie verstehen heißt ihn selbst verstehen!

Es ist gut, gleich darauf hinzuweisen, daß die folgende Periode nichts mit moderner, blasierter Welterschmerzerei gemein hat. Dazu zeigt sich uns der Dichter von Beginn an als eine zu männliche Individualität. Außerlich tat sich diese Depression in einem nervösen Magenübel kund. Mag nun diese faßbare Tatsache die Ursache der inneren Umwälzung bedeuten oder umgekehrt, — jedenfalls hatte Verhaeren jetzt tief erregende, niederwuchtende Anfechtungen und Kämpfe zu ertragen. Er begann nämlich, in das wirkliche, moderne, erregt pulsierende Leben einzutreten; er erlebte die Großstadt (London) mit ihrem verwirrenden Getöse, ihrem scheinbar planlosen Hasten, ihrem fremden Ansehen. Die Nerven werden aufs äußerste angestrengt und gereizt. Das Auge und das Ohr vernehmen zwecklose Dinge, die sie nicht fassen können. Da flüchtet der Geängstigte, flüchtet in die Einsamkeit, verschließt die Tür, verhängt die Fenster, starrt in die graue Leere und fühlt sich als Verlorener. . . . Schon in dem Buche „Au Bord de la Route“ erklangen drückende Töne, nun aber in der Trilogie des Schmerzes schreit der Dichter alles Leid hinaus in die Welt: „Les Soirs“, „Les Débâcles“, „Les Flambeaux Noirs“. Zunächst bemächtigte

*) Die eigenen Nachdichtungen entnehme ich meinem Buche „Französische Lyrik“ (Leipzig, Kienigk-Verlag).

sich Verhaerens das dumpfe Gefühl der Trostlosigkeit: alles verfunkt, ist müde, verbraucht, nutzlos. Kein Glaube, kein Lichtstrahl! Ein Gebet aus jener Zeit (in eigener Übertragung) möge dafür Zeugnis geben:

Fromm.

Die Winternacht hebt ihren reinen Kelch zum Himmel!

Und auch aus meinem dunklen Herzen steigen
Gebete, Herr, in deine fahle Munde;
Und weiß es doch, du hast für mich nur Schweigen
Und nichts, woran mein sterbend Herz gesunde.
Ich weiß dich Lüge, meine Lippen stehen

Und meine Knie, doch deine Hände säumen,
Dein Auge will den lauten Schmerz nicht sehen,
Und ich schuf mir die Welt aus leeren Träumen.
Hab' Gnade, Herr, will dir's auch Wahnsinn scheinen.
Ich muß mein Leid in deine Stille weinen!...

Die Winternacht hebt ihren reinen Kelch zum Himmel!

Und da kommt die Verzweiflung, das Bangen, die jagende Verfolgung. Es schleicht heran, langsam, langsam, blickt ihn an mit glutenden Augen, reckt die schwarzen großen Arme — der Wahnsinn naht! Es zeigt uns nun einen Willensakt von größter Bedeutung, von bewundernswerter Selbstentäußerung, daß Verhaeren Kraft und Mut besaß, zu gestalten, was ihn zerfleischte und marterte. Und eben in dieser Tat ruht die Erlösung, ist die Befreiung vorbereitet. Noch war ja der Wille nicht erlahmt! Mit hellen, geisterhaft aufgerissenen Augen wandelt der Einsame am Abgrund hin, mit graufiger Gelassenheit blickt er in die lockende, geheimnisvolle Tiefe, — wird er hinunterstürzen, soll er den Sprung wagen? Mit krankhafter Wollust steigert er die vernichtenden Reize, immer in der Erwartung des Zusammenbruchs, immer mit der Frage: Wie lange noch? Der Wahnsinn soll ihm Retter sein. Wer denkt da nicht an Nietzsche, der diesen Weg genommen und hinunterfiel in die ewige, schweigende Nacht? Aber hier eben, hart an der Grenze, vollzieht sich in Verhaeren der ergreifende Umschwung: er hat den Weg durchgemessen bis zum letzten Meilenstein, wo ihm ein Nichts entgegengähnt, wo ihm nichts mehr übrigbleibt. Und da — blickartig — leuchtet die Erkenntnis auf: ich habe die Prüfung bestanden, denn ich begreife ja mit wachem Sinn, was mich starr umfassen hielt; ich sehe ja das Ende vor mir, ich fühle, wie es mich kalt und leer anweht. Und mit Aufbietung aller Kraft, mit der Wucht der letzten Energie wendet sich Verhaeren zurück — zum anderen Ende. Nun weiß er, daß er allein dort Genesung und Erstarkung finden kann. Die Polarität hat eingesezt. Ein heißer, edler, tiefster Bewunderung würdiger Sieg ist errungen! Alle Phasen des Schmerzes hat der herrliche Dichter durchkämpft, vor keiner Gefahr ist er gewichen. „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn,“ — strahlend steht das Wort über seinem Leben. Er hat es sich schwer erstreiten müssen; als Held und Überwinder hat er bestanden. Wenn je eine Entwicklung folgenscher

und bedeutungsvoll für unsere Zeit ist, so müssen wir es ohne Zaudern und Zweifeln von dieser anerkennen.

Zurück ins Leben! erschallt nun der Mahnruf. Die Wirklichkeit fordert ihr Recht. Noch freilich vermag der Genesende sich nicht zurechtzufinden. Es entstehen die „Villages Illusoires“, Visionen von ungeheurer Gewalt und hinreißendem Pathos. Die Phantasie des Dichters erfreut sich noch am Grotesken, aber hinter all diesen dämonischen Bildern und Gestalten fühlt man doch das reale Geschehnis. Der Regen und der Schnee sinken nieder, und was sie schaffen und vernichten, wird in breitem Pleinair gemalt. Da sind die unheimlichen Gedichte von dem Glöckner, der auf dem feuerumrauten Turme die gellende Glocke schwingt, oder vom Begräbnis des einsamen Müllers auf endloser, harter Heide. „Der Wind“, in eigener Übersetzung, soll dieses stürmende Ergreifen einer neuen Wirklichkeit kennzeichnen:

Über die endlos weite Heide
Trompetet der Wind November ins Feld;
Über die endlose Heide
Fährt der Wind,
Der sich zerfleischt und heulend gelst,
Stürmt die Dörfer mit schweren Schlägen,
Der Wind,
Der wilde Novemberwind.

An den Brunnen im Hofe
Kreischen die eisernen Räder und Winden;
An den Zisternen im Hofe
Kreischen die Räder und Winden
Und schrei'n
Nach dem Tode in ihrer Pein.

Der Wind treibt welkes Birkenlaub
Das Wasser hinunter in raschem Raub,
Der wilde Novemberwind.
Der Wind zerbeißt
Hoch im Geäst
Das Vogelneß;
Der Wind raspelt das Eisen und reißt
Wütend, wütend mit einem Mal
Den alten Lawinenschnee ins Tal,
Der Wind,
Der wilde Novemberwind.

Die kleinen elenden Hütten sind
Zerborsten, klägliche Fegen verkleben
Aus Glas und Papier die Lufen und beden
Und zittern im wilden Novemberwind.
Die dunkle, unheimliche Mühle steht
Auf dem schwärzlichen Rasenhügel
Einsam erhoben,
Und mäht und mäht
Von oben nach unten, von unten nach oben
Den Wind, den wilden Novemberwind.

Die alten ängstlichen Hütten lauern
 Sich rings um ihren Glockenturm
 Und schüttern auf ihren Pfählen im Sturm;
 Die alten Hütten und Dächer schauern
 Klappernd im Wind,
 Im wilden Novemberwind.
 Die Kreuze im kleinen Kirchhof winken
 Wie Totenarme; die Kreuze sinken,
 Niedergeschmettert von jedem Grab,
 In großem Schwunge zur Erde hinab.

Habt ihr ihn getroffen, den Wind,
 Den Wind,
 Den wilden Novemberwind,
 An der Kreuzung der dreihundert Straßen,
 Schreiend vor Kälte, fauchend im Nasen?
 Habt ihr ihn getroffen, den Wind,
 Schreden verbreitend, verheerend und blind?
 Saht ihr ihn auch in jener Nacht,
 Als er den Mond mit wütender Macht
 Herunterwarf, und Schreien und Flehn
 Aus den wankenden Dörfern scholl,
 Trauervoll,
 Wie Tiere schrei'n im Sturmeswehn?

Über die endlose Heide
 Heult der Wind und gelst,
 Trompetet der Wind November ins Feld.

Dieses Gedicht zeigt auch in der äußeren Form eine neue Errungenschaft. Verhaeren ist zum vers libre gelangt, aus innerem Zwang, mit klarer Selbstverständlichkeit. Seinem Pathos, der Größe seiner Visionen konnte die alt-hergebrachte Sitte eines regelmäßigen, vorgeschriebenen Rhythmus nicht genügen. Frei, ungehemmt mußte er sich ausströmen können. Die Gedichte wollen hinausgerufen sein, leidenschaftlich, mit einer fast agitatorischen Geste. Die Verse glühen wie flüssiges Metall; wichtig, hart wollen sie gesprochen sein, alles Volk soll sie hören, soll mitgerissen werden. Die stille Anschaulichkeit ist zum Handeln nicht brauchbar; mit dem Leben vorwärts zu streben gilt es hier. Statische Anrufungen, gewisse formelhafte Prägungen (*ditez!* oder *encore, encore!*) werden charakteristisch für diese neue Kraft und Gefundung. Wie das Leben nicht weich und traumhaft ist, sondern rücksichtslos, immer vorwärts drängend, so ist auch das Tempo dieser Verse, die seine Erscheinungen und Errungenschaften besingen wollen, ein eilendes, feuriges. Die Bilder und Vergleiche zeichnen sich durch eine unvergeßliche Plastik aus; leuchtende Farben werden angenommen und in breiten Strichen dem Gemälde eingefügt.

Und so ist der neue Mensch erstanden, der voll Verständnis und Bewunderung dem Leben gegenübersteht, dem die großen Städte nicht mehr Sorge und Furcht, sondern Freude und hilfreiches Genießen gewähren. Die Städte mit ihren Verlockungen, mit ihrer Geldgier, ihrem Jagen und Loben, sie erst offenbaren den neuen Menschen. Das soziale Gefühl ist in Verhaeren erwacht; er erkennt,

daß der Mensch untergehen muß, der nicht erstarbt ist zum Ertragen aller Bitternisse, welche die Menge dem einzelnen immer verursachen muß. Aus der Fülle muß er für sich Kraft schöpfen, mit festen Armen gilt es den Strom zu zerteilen. „Les Villes Tentaculaires“ und „Les Campagnes Hallucinées“ sprechen dieses neue Bewußtsein mit Energie und Nachdruck aus. Theater, Börse, Kirche, Hafen, Ringeltangel, Fabriken — alles zieht er in den Bereich seiner Betrachtungen.

Und nun hat Verhaeren nur auszugestalten, was er erbaut hat. Es folgen die Bücher „Les Visages de la Vie“ und „Les Forces Tumultueuses“. Hier hellt sich alles Düstere auf, hier waltet innere Ruhe und volle Klarheit. Freude, Tätigkeit, Wald und Meer, Volk und Begeisterung werden gefeiert; es ist Tag, freier, lichter, genußreicher Tag! Das Lebensgefühl, bis zur Vollkraft gesteigert, findet hier seine Entladung. Das Symbol erhält seine große Bedeutung und Rechtfertigung. Die Zusammenhänge werden gefunden, eine Einheit muß sich offenbaren, und es wird so ein Pantheismus erzeugt, ein Monismus hehrster und edelster Art. Die religiöse Inbrunst bricht unaufhaltsam hervor; das Verlangen, zu Gott, zum Weltgeist emporzustreben. War in „Les Moines“ die Religiosität gewissermaßen objektiv, beschaulich, so wird sie jetzt zum eigensten, tätigsten Erlebnis. Und das vollendetste Versbuch dieser Gattung „La Multiple Splendeur“ trägt denn auch unter anderen das Motto: *Admirez-vous les uns les autres*. Eingefügt ist der Mensch in den großen Zusammenhang. Hoffnung belebt sein Handeln und Denken. Er hat die Notwendigkeit des vielgestaltigen Lebens begriffen, und nun erkennt und sieht er auch freudigen Auges seine Schönheit. In dem jubelnden, dankerfüllten Gedicht „Die Freude“ finden sich solche überaus charakteristischen Verse (zitiert nach Stephan Zweig).

... Ihr, meine Augen, laßt euch danken,
Unter der Stirn, die Alter schon unwittert,
Noch hell genug zu sein, das ferne Blinken
Des Lichtes gierig in euch einzutrinken;
Ihr, Hände, daß ihr in die Sonne zittert,
Ihr, Finger, froh, die Früchte zu lieblosen,
Die, goldne Ketten, schwisterlich den Rosen
Von allen Mauern taufeucht niederschwanen!

Und am Schluß:

O Schauer und Blut, aufzuckender Schwall,
Als höbe dich eine unfaßbare Schwinge
Aufwärts ins All!
Und fühlst du dich teilhaft der ewigen Dinge,
Dann darfst du in böser Zeit nicht mehr klagen;
Wie gierig die Qual auch in dich einwühlt,
Mußt du dir sagen:
Ich habe in jener letzten Sekunde
Die große, die einzige Freude gefühlt,
Das wunderbare Traumbild war mein.
Mein Herz in den Pulsen der Dinge zu tragen,
Sie ließ mich es ahnen, die eine Stunde,
Gott gleich zu sein!

Diese Begeisterung, die Erkenntnis vom Wert und Sinn des Lebens sind die großen, bedeutungsvollen Errungenschaften, die uns der Dichter Verhaeren predigt und lehrt. Und so sieht er nun auch sein Heimatland nicht mehr mit dem trotzigen Pessimismus wie zur Zeit der „Flamandes“ an, jetzt, in „Toute la Flandre“, preist er seine Schönheit mit Freude und Hingabe. Gesund und kräftig, gütvoll und verstehend — so ist der große Belgier ein treuer Führer und Helfer.

Es mag befremden, daß bisher von einem noch nicht geredet wurde, von jener Empfindung und Seligkeit, die überall das höchste Glück des Dichters kündet: von der Liebe des Mannes zum Weib. Aber in dem großen, alles umspannenden Werke Verhaerens nimmt sie bezeichnenderweise einen nur geringen Raum ein. Die Kämpfe des Lebens, das Ringen um seinen Inhalt hatten so tief das Herz des Dichters bewegt, daß er nur für die Allgemeinheit Verständnis und Interesse zeigte. Erst als die Stürme zur Ruhe gekommen sind, da findet er jene Töne, die von Liebe reden. Er fand die Liebe zur Menschheit und mit ihr auch die Liebe zum Weib. Und es ist wiederum von Bedeutung, daß es Ehelieder sind, die Verhaeren singt, keine jugendlich ungestümen, werbenden Gedichte, sondern ruhige, gütige, milde Klänge. „Les Heures Claires“ und „Les Heures d'Après-midi“, gewidmet „der, die an meiner Seite lebt“. Hier ist kein Pathos, sondern Friede und Glück. Leise und sonnig sind diese Verse, so ganz voll germanischer Treuherzigkeit und innigster Zuneigung. Es erscheint fast unglaublich, daß der herbe, kraftvolle Verhaeren nun so liebliche Lieder formen konnte, die andächtig und gläubig stimmen. Beschreiben läßt sich die Magie des Melos nicht, man muß sie fühlen und erleben. Zwei Proben in eigener Übersetzung seien hier angeführt*):

Aus den „Lichten Stunden“.

Der Nachthimmel hat sich aufgetan,
Und der Mond scheint zu wachen und zieht seine Bahn
Über dem schlafenden Schweigen.

Alles ist so klar und rein,
Gut in der Luft so reinen und klaren Schein;
Wie schritt man auf, wenn über den Teichen
Des friedlichen Lands an unser Ohr
Ein Tropfen klingt aus Schilf und Rohr
Und dann sich in dem Wasser verlor.

Aber ich hab' deine Hände, die über meinen sich falten,
Und deine sichern Blicke, die mich halten,
Und deiner Inbrunst sanftes Glück;
Und ich weiß, daß alle Dinge mit dir in Frieden sind.

*) Die Liebesgedichte sind in einer löblichen Übersetzung von Erna Mehwolde erschienen, die auch eine Auswahl aus den andern Dichtungen veröffentlicht hat (Verlag Axel Junfer, Berlin). Auch auf das Buch von Otto Hausser „Die belgische Lyrik von 1880 bis 1900“ (Baumert u. Ronge, Großenhain i. S.) sei empfehlend hingewiesen; es enthält eine Studie und Übersetzungen von Wert.

Und nichts, selbst nicht des flüchtigsten Argwohns Grauen,
 Trübte, auch nur einen Augenblick,
 Das heilige Vertrauen,
 Das in uns schläft wie ein träumendes Kind.

Aus den „Stunden des Nachmittags“.

Die süße Stunde, wenn die Lampe scheint,
 Wenn Trost und Abendruhe freundlich winken;
 So tief die Stille, daß man einer Feder Sinken
 Zu hören meint.

O wie die süße Stunde schweigt!
 Die Liebste naht sich wie ein Hauch,
 Ganz leise und heimlich, wie ein Rauch,
 Der langsam in den Abend steigt.

Noch spricht sie nicht — noch darf ich lauschen
 Auf ihrer Seele Melodie;
 Ich fühle sie erglühn und rauschen,
 Und auf die Augen küß' ich sie.

Die süße Stunde, wenn die Lampe scheint,
 Wenn tief
 Aus Herzensgrunde, wo es leuchtend schlief,
 Sich das Geständnis drängt, das selig macht:
 Wir liebten uns, so lang' der Tag gelacht.

Und man spricht von den schlichtesten Dingen:
 Von Früchten, die reif zum Pflücken hingen,
 Von der Blume, die sich erschloß
 Zwischen der Decke von grünem Moos;
 Wie die Erinnerung jäh und schreckhaft war
 An Liebesworte, die schon längst verblaßten,
 Und die man tief in einem alten Kasten
 Auf einem Blatte fand aus frühem Jahr.

Kurz sei noch auf Verhaerens übrigen Werke eingegangen. Wir verdanken ihm außer einer wertvollen, von tiefstem Verständnis zeugenden Studie über Rembrandt noch vier Dramen. Sie haben nichts von äußeren Geschmeiseln, von Lärm und Massenwirkung, und daher wird es wohl zu begründen sein, daß die moderne Bühne sie nicht anerkennen will. „Le Cloître“ ist das Gegenstück zu „Les Moines“. Es zeigt, daß allein das Geständnis von der Missetat zu erlösen vermag. Die Form ist wundervoll. Prosa, die sich an den wichtigen, pathetischen Stellen zum Vers und in höchster Erregung zum freien Rhythmus erhebt. Dieses Drama reißt mit sich fort durch seine glühende Rhetorik, und darin scheint mir seine tiefere Wirkung zu beruhen; es zeigt, daß seelische Evolutionen mehr ergreifen als alles Toben und Waffenraffeln auf der Bühne. „Les Aubes“ ist die dramatische Illustration zu den „Villes Tentaculaires“ und stellt den sozialen Kampf in den Mittelpunkt. Ich halte es mit „Philipp II“, in welchem uns ein geschichtlich wahrer Don Carlos, im Gegensatz zu Schiller, gezeigt wird, für die verhältnismäßig schwächeren Leistungen. Dagegen ist „Helena de Sparte“ meisterlich in Konzeption und

Ausführung. Die Tragödie des schönen Weibes, das von allen, selbst von den Geschwistern, freventlich begehrt wird, das selbst im ermüdenden Alter nicht Frieden genießen darf, bis es Zeus zu sich in den Olymp ruft. Es liegt Verhaeren nie daran, Theaterstücke im gewöhnlichen Sinn zu schaffen, Werke für die breite Masse (man bedenke: in „Le Cloître“ ist keine einzige weibliche Gestalt!), ihn interessiert einzig das Problem. Er stellt gewisse Typen männlicher Personen auf; er will eine Idee darlegen, die dann an den vorbereiteten Höhepunkten klar und läuternd dem Hörer vor Augen tritt. So sind diese dramatischen Werke zu betrachten wie die Gedichte: als Anrufungen, als begeisterte Ansprachen. Auch in ihnen glüht die feurige Freude, die Verhaerens unvergängliche Tat offenbart: den Sieg des modernen Europäers über das Leben und die Segnungen, die aus dieser Überwindung hervordühen!



Ein Tendenzroman

(F. Naumanns Buch „Die politischen Parteien“)

Von Geh. Hofrat Prof. Dr. G. v. Below = Freiburg i. B.



Es ist immer interessant, zu beobachten, wie sich die Geschichte in den Vorstellungen eines Parteimannes spiegelt. Nicht bloß die objektive Berichterstattung gewährt Belehrung. Auch die subjektiv gefärbte Darstellung hat ihren Reiz und ihr Interesse und kann auch direkt als lehrreich bezeichnet werden, eben als ein Spiegelbild eines bestimmten Parteiprogramms.

Das Interessanteste, was die neueste Zeit in dieser Hinsicht hervorgebracht hat, dürfte F. Naumanns Buch „Die politischen Parteien“ sein, das einen historischen Bericht geben will. Naumanns politische Wünsche gipfeln zurzeit in der Verwirklichung der Formel „von Bismarck bis Bebel“: alle Liberalen und Sozialisten sollen eine politische Einheit bilden und gemeinsam gegen die „konservativ-kerikale Reaktion“ Sturm laufen. Die von Naumann selbst genannten Führer Bismarck und Bebel haben freilich übereinstimmend seine Forderung unliebenswürdig als „Blödsinn“ bezeichnet. Indessen läßt er sich dadurch von seiner Lieblingsformel nicht abbringen, und es ist auch nicht zu leugnen, daß er für sie eine beträchtliche Gemeinde hinter sich hat. Ein namhaftes Stück in der Agitation für sein Ideal bildet nun auch jene Schrift. Ihr vorgeblich historischer Inhalt wird nur verständlich, wenn man sich gegenwärtig hält, daß Naumann mit ihr seinen Gläubigen die Überzeugung von der Untrüglichkeit seiner Formel einimpfen will. „Seit 1878“ — sagt er Seite 29 — „beginnt die Zeit der konservativ-kerikalen Vorherrschaft in Deutschland“. Liberalismus und Sozialdemokratie werden seitdem von den vereinigten Konser-